

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

24 (16.6.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören zwee.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit.
Im Allem Liebe.

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Soffinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und
im Buchhandel (Commis-
sionär R. Fernau in Leip-
zig) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Zeile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 24.

Strassburg im Elsaß,

16. Juni 1878.

Voltaire und Rousseau.

II.

Jean Jacques Rousseau ist am 28. Juni 1712 in der durch Natur, Geschichte, geistiges und kirchliches Leben so hervorragenden Stadt Genf geboren. Sein erster Lebensjahre war der Todesseufzer seiner Mutter, der Tochter eines evangelischen Pfarrers. Seinem geistig regiamen, aber verschrobenen Vater, einem wenig begüterten Uhrmacher, blieb die Erziehung allein überlassen. Er lehrte den hoffnungsvollen Sohn von 6 Jahren lesen aus ererbten Romanen und Lebensbeschreibungen großer Männer, über welchen sie ganze Nächte zubrachten. Der Knabe verstand Nichts, aber fühlte Alles, und neben einer unbegrenzten Einbildungskraft regte sich in ihm Ehrgeiz und Unwahrheit. Als sein Vater einer Ehrensache wegen aus Genf flüchtig geworden war, kam er in das Haus eines Pfarrers, später zu einem Kupferstecher in die Lehre,



Jean Jacques Rousseau,
geboren den 28. Juni 1712,
† 3. Juni 1778.

der er jedoch entließ aus Furcht vor wohlverdienter Strafe. Als Landstreicher fiel er in die Hände der Frau von Warens, die ihrem Ehemanne im Waadtilande entflohen und zur Beruhigung ihres Gewissens in die römische Kirche übergetreten war. Nach Profestantenart suchte sie auch Andere zum Uebertritte zu bewegen, und ihre Reize haben Rousseau nicht bloß um das Bekenntniß sondern auch um die Sittlichkeit betrogen! Als der kaum Sechzehnjährige in dem Turiner Hospiz der Katechumenen zum Uebertritte vorbereitet wurde, erlebte er Entsetzliches an Lehrern und Mitschülern, aber auf die Klage seines Herzens gegen Gott: Warum hast du mich so schwach gemacht? empfing er nur die strafende Antwort: „Ich habe dich zu schwach gemacht, aus dem Abgrunde herauszukommen, weil ich dir hinlängliche Stärke verlieh, nicht hineinzufallen.“ Nach seinem Uebertritte mit wenig Geld entlassen, setzte er sein abenteuerliches Landstreicherleben zum Theil mit Hilfe einer Drehorgel fort und unterbrach dasselbe nur auf kurze Augenblicke durch Besuche bei Frau von Warens und vorübergehende Stellen als Lehrer, Dolmetscher, Seminarist, Lafai. In allem Sinnenaufschau aber unterließ er nicht, den Gang der französischen Literatur zu ver-

folgen und Philosophie und Musik mit Erfolg zu treiben. So kam er 1741 nach Paris voll kühner schriftstellerischer Entwürfe und fand Zutritt bei angesehenen Männern und Frauen. Der französische Gesandte in Venedig berief ihn als Sekretär. Aber nach 18 Monaten standalöser Abenteuer und unerquicklicher Streitigkeiten kehrte er nach Paris zurück, wo er in einem Zeitungsblatte zufällig folgende Preisfrage der Akademie von Dijon las: „Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ Ergriffen von dieser Frage, arbeitete er in schlaflosen Nächten die Antwort aus, in welcher er „Wissenschaften und Künste auf dem Altar der Tugend opfert“ mit dem strengen Sinne eines Büßers und Schwärmers, während er zu derselben Zeit mit Therese Levasseur in wilder Ehe lebte und die

Kinder dieser Ehe in das Findelhaus trug. Seine Antwort erhielt den Preis und begründete seinen Ruhm als Schriftsteller. Im Sonnenscheine dieses Ruhmes gelobte er sich, der Tugend immer das Wort zu reden und sich aus den verführerischen Netzen der vornehmen Pariser Gesellschaft zurückzuziehen. Eine schwere Krankheit bestärkte dieses Gelübde in ihm, so daß er die damals in vornehmen Kreisen übliche Tracht der Allonge-Perücke mit der runden und die seidenden Kleider mit ärmlichen vertauschte, mit seiner Geliebten nach Genf übersiedelte und zur evangelischen Kirche zurücktrat, freilich, wie er erklärte, über den konfessionellen Unterschied erhaben, nur um sein durch den Uebertritt verlorenes Bür-

gerrecht wieder zu erlangen. Er kehrte jedoch bald unter dem Jubel Frankreichs aus der Schweiz zurück, traf auf der Reise noch Frau von Warens im tiefsten Elende und ließ sich von seiner Gönnerin und Freundin, Frau d'Epinau, in der Waldeinsamkeit von Montmorency ein Häuschen erbauen, die berühmte Eremitage, in deren Stille er seine bedeutendsten Werke schrieb, die „Neue Heloise“, den „Emil“ und den „Contrat social“ (den Gesellschaftsvertrag). Obgleich in der „Neuen Heloise“ die Absicht des Kampfes gegen die unnatürlichen, verkünstelten gesellschaftlichen Zu-

stände zu sehr hervortritt, als daß der Roman ein eigentliches Kunstwerk genannt werden könnte, ist er doch voll glänzender Schönheiten, besonders in der Schilderung von Naturscenen und Naturmenschen und voll tiefer Leidenschaft. Und kaum ein anderes ähnliches Buch hat eine weltgeschichtliche Bedeutung gehabt wie dieses, das bei seinem Erscheinen fast Verschlungen wurde und überall die Geister erhitzte zum Sturze der gegenwärtigen Verhältnisse. Ebenso große Bewegung verursachte der „Contrat social“, der die Fahne des politischen Umsturzes aufhieß und einen guten Theil Schuld trägt an den socialen Stürmen, welche bis jetzt unheimlich die Staaten Europas umtoben, die Grundfesten erschütternd. Die unveräußerliche und untheilbare Souveränität nennt er das Eigenthum des Volkes, das unfehlbare, allmächtige Gesetz den allgemeinen Willen. Alle müssen gegen Alle einen Vertrag eingehen, der auf Gleichheit aller Staatsglieder beruht. So erwache die rechte bürgerliche Freiheit; Freiheit und Gleichheit bedingen sich wechselseitig. Kaum waren diese Ansichten in die Welt gezogen, so lachten Rousseau die Polen und Corsen, daß er ihnen Verfassungen schreibe. Verhältnismäßig am wenigsten begeistert wurde der „Emil“ aufgenommen, obwohl es doch das allerbedeutendste Rousseau'sche Buch ist. In Form eines Romans gibt der Verfasser ein Lehrgebäude der Erziehung, welches im ersten Buch von der Behandlung neugeborener Kinder bis zu dem Zeitpunkt, da diese sprechen lernen; im zweiten Buch, von der Behandlung der Knaben bis zum 12. Jahre; im dritten, von derselben bis zum 15. Jahre; im vierten, von derselben des Jünglings bis zum Heirathen; im fünften, von der Erziehung der Frauen mit vielen Ausschweifungen handelt. Lehrreich und verführerisch verbindet es überall Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses mit bezaubernder, verstrickender Gewalt, wie schon der berühmteste Abschnitt des Buches, das oben bereits erwähnte „Glaubensbekenntniß eines Savoyardischen Bittars“, bezeichnend lehrt. Im ersten Theile dieses Bekenntnisses findet sich eine sich möglichst einschmeichelnde Darstellung einer sogenannten natürlichen Religion, im zweiten eine, meist hämische Beurtheilung der offenbarten Religion. Mitten drin steht, befremdend genug, ein Preis Jesu Christi und der Majestät der Bibel. Besonders um dieses viel besprochenen Glaubensbekenntnisses willen beschloß das Parlament, in Uebereinstimmung mit den Geistlichen (1762), der „Emil“ solle zerrissen und verbrannt, der Verfasser eingesperrt und sein Vermögen eingezogen werden. Rousseau entkam noch zu rechter Zeit nach der Schweiz,

wo er aber auch von Ort zu Ort fliehen mußte, von dem Hirtenbriefe des Erzbischofs von Paris und dem Verbammungsurtheil des Genfer Magistrats verfolgt. Unter dem Schutze Friedrichs des Großen von Preußen fand er eine Ruhestätte im Kanton Neuenburg, bis die Dorfgemeinde, in der er sich niedergelassen hatte und mit der er zum hl. Abendmahle gegangen war, zu viel von seinen Irrlehren gehört hatte, als daß sie ihn länger dulden mochte. 1766 erhielt er einen freien Geleitsbrief, um nach Paris zurückzukehren. Kurze Zeit richtete er sein Augenmerk auf England, aber bald finden wir ihn in Paris, und der Marquis von Girardin räumt ihm sein Landhaus in Ermenonville ein. Dort verbringt er seine letzten Lebensjahre in immer steigendem Menschenhaß, in welchem er sich mit vielen seiner besten Freunde und Freundinnen überworfen hat. 1778 starb er plötzlich; wie man glaubt, hatte er sich selbst vergiftet. In Ermenonville wurde er in aller Stille begraben, bis die Revolution auch ihm eine neue Todtenfeier veranstaltete.

Ein Mann von bewundernswerthen, außerordentlichen natürlichen Gaben, fühlte er sein Lebenlang den Zwiespalt nicht bloß seiner Zeitrichtung und seiner Anschauung, sondern auch seiner Stellung und seiner Leistung. Mußte er doch in seinem Tagebuche den Augenblick einschreiben, wo er aufhörte Hunger zu leiden. So wurde er der Anwalt der Masse, welche in schäumendem Zorne die Grundlagen der Gesellschaft zu zertrümmern sucht und tief seinen Zornesruf mitten in den Akademien und Sälen der Vornehmen und Hochstehenden erklingen. Er fluchte dem Verderben seiner Zeit und ver kündete die Schrecken der Revolution mit Worten, die das Herz erbeben machen, ward aber selbst von den Fluthen dieses Verderbens fortgerissen. „Ergriffen, ja beseffen von einer bitteren Reue, sagte er im eigenen Namen und im Namen des in Sünde versunkenen Frankreichs die Beichte. Aber es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Vergebung versank er selbst in Haß, der sich verzweifelt heraussehnt in ein verlorenes Paradies.“

Voltaire's und Rousseau's Asche haben die Söhne der Revolution im Pantheon zu Paris beigesetzt. Ihre Geister aber ruhen nicht, sondern verführen noch immer Viele, welche nicht von dem Pflingstgeiste der Wahrheit geleitet sein wollen. Uns seien sie ein neuer Beweis für das Wort Augustins, dessen Selbstbekenntnisse etwas ganz Anderes sind als die Rousseau's: „Gott, du hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig in uns, bis daß es ruhet in dir.“

Metz.

Dr. Tube.

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.¹

(Von einem Offizier.)

7. Das Plebisit.

Durch die allgemeine Volksabstimmung, welche am 8. Mai 1870 stattfinden sollte, gedachte Napoleon III. sich im eigenen Lande größere Macht zu verschaffen

¹ Siehe Nr. 20. Seite 155

und besonders seiner Dynastie den dauernden Besitz des Thrones zu sichern. Schon am 14. April hatte der dienstfertige Senat seine Einwilligung dazu gegeben. Zu 46 Artikeln wurden die Anordnungen zusammen-

gefaßt, welche dem Kaiser und dessen Hause die Macht und Gewalt in die Hände zu liefern bestimmt waren, und über die das Volk nun befragt werden sollte. Man weiß schon, was die oui der Massen werth sind. Auch die Armee sollte ihre Stimme abgeben. Lange vor der Abstimmung war denn auch das ganze Verwaltungspersonal im Militär und im Civil mit der Betreibung der oui thätig.

Versprechungen, Warnungen und Drohungen jeglicher Art mußten dabei mithelfen. Das heißt man zu deutsch: wählen.

Das 11. Linienregiment war zur Zeit des Plebiscits in den Kasernen zu Croix-Rousse untergebracht. Die Wahlurne befand sich in einem Saale der Kaserne St. Jean. Von Seiten der obersten Leitung des Regiments wurde kein Druck auf das politische Gewissen des Soldaten ausgeübt, und die meisten Offiziere zeigten sich höchst gleichgültig; nur alte Unteroffiziere, welche entweder auf Beförderung harrten oder auf eine Anstellung in der Verwaltung hofften, entfalteten eine ungemaine Thätigkeit. Was die Abstimmung selbst betrifft, verlief dieselbe in bester Ordnung. Der Oberst, ein gewissenhafter Mann, verweilte beinahe den ganzen Tag bei der Urne, prüfte äußerlich die abgegebenen Stimmzettel, und einige freundliche Worte an die betreffenden Wähler richtend, schob er die Zettel ungeöffnet in die Urne. So geschah es nicht bei allen Regimentern. Bei verschiedenen wurden den Soldaten in unverschämtester Weise die Zettel mit non bei der Urne zerrissen und solche mit oui aufgezwungen. Sich der Abstimmung zu entziehen, war nicht gestattet. Am Abend des Wahltags ergab sich, daß ungefähr $\frac{3}{5}$ der vom Regiment niedergelegten Stimmen auf oui lauteten. Denselben war übrigens wenig Werth beizulegen; die 44,000 non der Armee und Marine hatten dagegen eine große Bedeutung. Sie stellten eine entschiedene Kundegebung dar, weil sie aus der Ueberlegung hervorgegangen waren.

Wenn ich mich so lange bei diesen Thatsachen halte, so geschieht dies nur, weil ich später wieder an dieselben erinnern muß, um das Verständniß für die Niederlagen zu erleichtern.

Wenn das Plebiscit zunächst den Wünschen Napoleons entsprach, so mußte doch ein noch weit hervorragenderes Unternehmen seinen dynastischen Plänen die Krone aufsetzen. Es lag auf der Hand, und in vielen Kreisen wurde davon gesprochen, daß ein großer militärischer Erfolg, ein Sieg, ein Heldenzug zur Krönung des napoleonischen Ruhmes und zur Befestigung der Dynastie gehörte. Aber wo gleich eine Ursache zu einer Waffenthath hernehmen? Ganz Europa freute sich des tiefsten Friedens, und unter den europäischen Staaten wurden zu Wasser und zu Land nur immer neue Verbindungen geschlossen. Indeß verstummten die kriegerischen Gerüchte nicht, und die amtlichen Zeitungen schienen in der Verbreitung derselben zu wetzeln.

Schon an dem von deutschen Staaten und der

Schweiz angestrebten Bau der St. Gotthardbahn wurde Anstoß genommen und Peter Wodio geschrien. Man muß dabei freilich bedenken, daß viele Franzosen aus Unkenntniß der ausländischen Zustände die Bestrebungen anderer Völker irrig auffassen und sich wegen Nichts aufregen. Napoleon hätte vielleicht trotz seines Hochmuths noch so viel Einsicht besessen, um daheim zu bleiben, wenn er nicht von seinen Ministern und von den Schreibern der Presse zum Heldenzug angefeuert worden wäre. Aber als sich gegen Mitte Juli, durch das bekannnte politische Begebniß, das französische Kriegsgeschrei bis zur Raserei gesteigert hatte, war es ihm kaum mehr möglich, ohne Einbuße seines Ruhmes zurückzuweichen.

Als die Hohenzollern-Candidatur für den spanischen Thron so viel Lärm machte, und es mit der Kriegsfrage Ernst wurde, war das 11. Linienregiment im Lager von Sathonay. Ich hatte noch immer die Aufsicht über das Krankenzimmer, und bis dahin hatten die meisten Soldaten des Regiments sich ein oder das andere Mal vorübergehend zur Heilung von leichten Krankheiten darin aufgehalten. Neben den Sittenbildern und Lebensverhältnissen konnte ich auch die patriotischen Aeußerungen der Soldaten näher kennen lernen. Die Südfranzosen, besonders die Gascogner, hatten weniger Sinn für das große einheitliche Frankreich als die Franzosen der nördlichen Provinzen. Dann stimmten die Republikaner nicht mit den Bonapartisten überein, aber alle huldigten mehr oder weniger der Meinung, daß alle Nationen Europas nur den Untergang Frankreichs herbeiwünschten, und da sie in der letzten Zeit so viel von der „Prüffe“ gehört hatten, bildeten sie sich ein, daß diese Frankreich verschlingen wolle. Die ungemain prahlerische Ueberschätzung, in welcher der Soldat aufgewachsen war, erlaubte ihm aber, von einer bedeutenden Höhe auf einen Krieg mit der Prüffe herabzublicken. Als es aber mit dem Krieg Ernst wurde, suchte er sich doch über die Macht des Feindes zu erkundigen. Der Name Preußen übte gar bald einen gewissen Schrecken auf ihn aus, den die Proclamation Napoleons an die Truppen später noch stärkte. Die Vaterlandsliebe, welche schon durch die Unbeliebtheit Napoleons gelähmt, dann durch die Ueberstürzung der Kriegserklärung zur Unbesonnenheit getrieben war, wurde endlich von der Rathlosigkeit der Heerführer vernichtet.

Im Allgemeinen erblickten die Soldaten in einem Kriege mit so mörderischen Instrumenten, wie die, welche in's Spiel kommen sollten, nichts als einen für das Wohl des Vaterlandes nutzlosen Tod. Die Pariser des Regiments nannten dies: Se faire tuer pour Monsieur Plébiscite. (Sich für den Herrn Plebiscit umbringen lassen.)

Es gab allerdings auch Offiziere und Unteroffiziere, welche auf Beförderung hofften, und Soldaten, denen der Tod gleichgültig war; den sittlich Verjüngten mußte er ohnedies willkommen sein. Der Muth (denn er hat nicht durchweg gefehlt) ist gewissermaßen der

persönlichen Ehre des Soldaten zuzuschreiben. Für's Vaterland zu sterben, ist doch beim Angreifer rein lächerlich. Wie anders muß sich die Vaterlandsliebe für den gestalten, welcher in Folge einer Herausforderung, eines Angriffs für das Vaterland kämpft.

Die Nachricht von Versetzung des Regimentes nach der Grenze wurde, als dieselbe am 8. Juli zur Verlesung kam, schon sehr kühl, ja ich kann sagen, wie mit Schrecken aufgenommen. Es war nicht der sonst beim Garnisonswechsel übliche Jubel; die Nachricht ging wie ein Schauer durch das Lager. In der ersten Stunde lief Alles wirr durcheinander, und man konnte wohl auf den Gesichtern lesen, daß es jetzt mit dem Kriege Ernst galt. Unser Abzug auf der Eisenbahn war auf den 16. Juli Abends 6 Uhr festgestellt, und der Bestimmungsort war Bistch.

Die acht Tage, welche uns noch von diesem Ziele trennten, wurden mit dem Verpacken der entbehrlich gewordenen Sachen, mit der Empfangnahme der Geräthe und Kleidungsstücke, die das Feldleben erforderte, mit der Ausbesserung der Tornister und Fußbekleidung u. s. w. ausgefüllt. Nebenbei hatte der Soldat auch irgend einen Gegenstand nach der Heimath zu senden und Briefe zu schreiben. Den Tag über herrschte also die größte Mühsigkeit, aber gegen Abend trat die Ruhe wieder ein. Dann bildeten sich Gruppen von Soldaten, welche über den bevorstehenden Krieg, der alle Köpfe beschäftigte, redeten. Die Landsmänner, das heißt die Soldaten aus ein und demselben Gauen, versammelten sich vorzugsweise, und die Bande der gemeinsamen Abkunft zogen sie enger zusammen. In dieser Weise bildeten auch die im Regimente anwesenden Elsässer Gruppen, aus deren Unterhaltung ich manche wichtige Worte entnahm, die mich über die herrschende Stimmung genau aufklärten. Ich erstaunte, eines Abends aus der Mitte einer dieser Gruppen, in welcher von den „Welschen“ (den Franzosen) die Rede war, Folgendes zu hören: „Wemmer anwer alli Elsässer thäte rumstehn (auf dem Schlachtfelde) un mit de Flintekolwa uff di Welsche ninwäsche, i wott sehn, wer Meister thät wäre.“ — Dieses Wort wurde von den Kameraden zwar nicht gebilligt, aber nichtsdesto-

weniger lieferte es mir den Beweis, daß im Tiefsten der Brust des elsässischen Stammes ein alter, uralter Kern verborgen liegt, den die große Frage der Abstammung am Ende wieder aufwecken könnte. Ich will jedoch bemerken, daß der Elsässer jedes Standes ganz für das französische Volk eingenommen war und dessen Geschicke von ganzem Herzen theilte. In den Weinkneipen der nächsten Umgebung war jeden Abend großer Lärm. Die Marfeillaise verstummte nicht mehr. Viele fangen und jubelten, aber vielleicht einzig nur, um ihre Verstimmung zu verdecken. Von Republikanern und Pariser Kindern hörte man auch bereits die Losung: »S'il sort de Paris, il n'y rentrera pas!« (Wenn er — Napoleon gemeint — aus Paris weggeht, kehrt er nicht wieder dahin zurück.) Und die andere: »La guerre et la république« (Krieg und Republik)! Der Abmarsch des Regimentes zur Eisenbahn am 16. Juli Abends fand unter ziemlich gedrückter Stimmung statt. Ich sah es vorbeimarschiren und folgte bald darauf mit einem Wagen, der die Kisten mit dem Verbandzeug enthielt. Unterwegs stieg auch ein Offizier auf und fuhr mit. Die Unterhaltung lieferte natürlich der Krieg. Der Offizier, ein ehemaliger Schüler von St. Cyr, war mir aus der Zeit meiner Anstellung bei den Truppenkindern bekannt. Er hatte wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg der französischen Waffen, und so bonapartistisch er auch war, äußerte er doch, daß die stürmische Kriegserklärung (dieselbe war zwar noch nicht erfolgt, aber wohl beschlossen und darum täglich erwartet) alle Offiziere verstimmt habe. Er baute große Hoffnungen auf die Langsamkeit der Preussens und die noch unbekanntere Entschliesung der Bayern. In Lyon angekommen, machte er mich auf die kalte Ruhe und Gleichgültigkeit aufmerksam, mit welcher viele Gruppen von Arbeitern die vorbeimarschirenden Regimenter ansahen, und theilte mir seine Besorgniß mit, daß eine Revolution ausbrechen und den Feldzug verderben könnte.

Um 6 Uhr pfiß die Locomotive vor dem Zuge, welcher das 11. Linienregiment aufgenommen hatte, und setzte ihn in Bewegung.

Zum 31. Mai 1878.

Heut' leget König Mai sein Scepter nieder,
Das er geführt in jugendlicher Hand;
Es schweigen schon der Nachtigallen Lieder,
Sie flieh'n in's Dickicht vor des Sommers Brand.

Die Abendglocke klinget Grabgeläute
Dem Bonnemond, vom Lenzesduft durchweht,
Und well in seinem grünen Blätterkleide
Das Maienglöckchen unter Bäumen steht.

Du schöner Mai, du Zeit der frohesten Feste,
In der zwölf Monden Reigen liebster du,
Wie hast auch heuer wieder du auf's Beste
Geweh't uns deine frischen Düfte zu!

Mai, lebe wohl! Und wenn du kehrest wieder,
Des Jahres königliches Lieblingskind,
Dann tönen dir auf's Neue Jubellieder,
Selbst wo nur Thränen heute möglich sind.

Wie hast du schöne Tage uns beschieden
Mit Sonnenglanz und kühlem Maienthau,
Wie hast geschmückt du mit weißen Blüten
Den kleinsten Fleck in Wald und Feld und Au!

Es trug ein jeder Tag dein hold Gepräge
Im Reich der großen, friedlichen Natur:
Die dunkeln Stürme — ach sie waren rege
Im gottverlass'nen Menschenherzen nur.

Wir aber beten an das hohe Walten
Der ewig treuen, starken Gotteshand,
Die unsern Maimond uns hat rein erhalten,
Vom edlen Herrscherhaupt den Schlag gewandt.

E. R.



Der Schutzengel.

Von Murillo, einem Spanier, der 1618–82 lebte.

Wer möchte sich nicht bei den vielen jedem Einzelnen drohenden Gefahren einen Schutzengel wünschen, der ihn mit starker Hand von Zerwegen und Abgründen zurückhielte und ihn, wenn er verirrt, wieder auf den rechten Pfad brächte! Besonders von den kleinen Kindern sagt man gerne, daß sie von Schutzengeln umgeben seien.

Zu mannigfacher Weise hat auch die Kunst dieser Anschauung Ausdruck verliehen. Zu den berühmtesten derartigen Bildern gehört der oben dargestellte, einen Knaben an der Hand führende anmuthige Engel, der von dem berühmten Spanier Murillo gemalt wurde.

Aus allen deutschen Gauen.

2. Lothringen und die Lothringer.¹

(Von einem Elsässer.)

(Fortsetzung.)

Bevor ich tiefer in das Innere der Volksseele einbringe, muß ich etwas von der Sprache sagen. Auch hier tritt wieder die Zwiespältigkeit der Abstammung deutlich hervor: Lothringen ist durch die Grenze, welche deutsche und französische Sprache von einander trennt, geradezu entzwei gerissen. Von Saarburg bis Diedenhofen, welche beide noch deutsch reden, schlängelt sich diese Grenze mitten durch das Land hindurch und zwingt sich oft zwischen Dörfer hinein, die hart an einander liegen. Wer vermag das zu erklären? Weder die Verschiedenheit früherer Herrschaften noch eine Veränderung im Menschenschlag trifft mit der Sprachgrenze zusammen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als

anzunehmen: diesseits war der deutsche Einfluß stark genug, um die Sprache zu beherrschen, während jenseits das deutsche Element in der Minderheit sich der Sprache der Besiegten anbequeme. Früher meinte man gewöhnlich, das Französische rücke fortwährend voran, und man habe einst in ganz Lothringen deutsch gesprochen. Gründlichere Forschungen haben jedoch bewiesen, daß dem nicht also ist. In Metz z. B., das man oft als eine ursprünglich deutsche Stadt bezeichnete, war die Volkssprache zu allen Zeiten die französische. Nachweislich hat das Französische nur wenige Dörfer erobert, das Deutsche aber, so viel ich weiß, kein französisches. Die verschiedenen im Lande gesprochenen Mundarten zu kennzeichnen, kann hier meine Aufgabe nicht sein. Ich will mich begnügen, dem Leser mit einigen Merkwürdigkeiten aus der deutsch-lothringischen Volkssprache aufzuwarten. Da die Sprechwerkzeuge

¹ Siehe Nr. 22, Seite 173.

unvollkommen entwickelt sind, wird P in B verwandelt, also Pferd statt Pferd gesagt; das R wird abgeschliffen oder mit dem Gaumen geschnarrt. Jenseits der Saar wird das S am Anfang der Worte und Silben weich ausgesprochen. Beliebt ist auch ein gewisses Singen im Reden, eine auffällige Betonung einzelner Satztheile; nur hat hierin jedes Dorf seine besondere Melodie, wofür eines das andere auslacht. Die mühsame Arbeit, Consonanten auszusprechen, sucht man sich überhaupt durch Zusammenziehung etlicher in einen einzigen, wo es immer geht, zu erleichtern: nd wird zu ng; gefunge statt gefunden; gebrunge statt gebracht. Am meisten werden die Dörfernamen mißhandelt: was mit Dorf endigt, wird in Dorf verwandelt: Barendorf statt Barendorf. Diedendorf wird gar zu Diedenuß gemacht und Wolfskirchen zu Wolsch. Die „heim“ hingegen, statt ganz abgeschliffen zu werden, wie im Elsaß, werden in um verwandelt: Lixum für Lixheim.

Einige Ausdrücke sind ehrwürdige Ueberbleibsel uralten Deutschthums: die statt oft vernimmt man ebenso „die“ aus dem Munde unserer Bauern als von den Helden des Nibelungenliedes. Da wo der Elsässer den steifen Ausdruck „besuchen“ oder das fremdländische „Visite machen“ anwendet, da hat der Lothringer das gemüthvolle Zeitwort „majen“ zur Hand. Die Ortsvorsteher und Bürgermeister sind, statt französische „Mars“ zu sein, altdeutsche Meyers. Einige Wendungen sind höchst seltsam und meines Wissens ohne Beispiel; statt einfach zu sagen: „Mein Vater hat das oder jenes gemacht,“ wird der Artikel an die Spitze gestellt: „Der mein Vater hat u. s. w.“ Jenseits der Saar, je näher man der französischen Sprachgrenze rückt, desto mehr findet man alterthümliche Sprachtrümmer, die es wohl verdienten, einmal aufgesammelt zu werden. Wie das Meer an seinen Ufern allerlei seltsame Gebilde aus der Tiefe ablagert, so hat auch die deutsche Sprache hier an ihren äußersten Grenzen besondere Schätze unverfehrt aufbewahrt.

Das Interessanteste unter der Sonne bleibt doch immer der Mensch, seine unsterbliche Seele, sein Gemüth, sein inneres Leben. Von Kleidung, Wohnung und Sprache habe ich Einiges gesagt und bin damit schon an den Rand dieses inneren Gebietes getreten. Zum Schlusse will ich noch versuchen, den Leser etwas mehr in dieses Heiligthum der Volksseele hineinzuführen, ein Unternehmen schwieriger und gewagter, als Manche meinen, vorausgesetzt, daß man sich nicht zu ungerechten und voreiligen Urtheilen hinreißen lassen will. So ein Volk bildet eben auch eine Einheit für sich und hat seinen bestimmten Charakter, den kennen zu lernen mehr Zeit und Aufmerksamkeit erfordert, als wenn es sich um einen einzelnen Menschen handelte, ja selbst einen gewissen Grad von Selbstverläugnung, um sich in die Anschauungen desselben hineinzuleben.

Eines habe ich schon an verschiedenen Beispielen hervorgehoben; es ist ein französisches Erbstück: der Sinn für Gefälligkeit der Formen. Demgegenüber steht ein ebenso ausgeprägtes deutsches Erbstück: ich

meine den Sinn für Gemüthlichkeit; nur gibt sich dieselbe auf andere Weise kund als beim Elsässer, auch anders wieder als beim Bayer oder beim Hessen. Und zwar würden diese alle es höchst ungemüthlich finden, gerade dann, wenn der Lothringer sich am gemüthlichsten fühlt. Ich habe immer gefunden, daß diese lothringische Gemüthlichkeit nichts anderes war als eine ungeheure Geschwätzigkeit. Ja, ich habe die Leute im Verdacht, bloß deswegen die Consonanten so abzuschleifen, damit sie über dieser Zungenarbeit nicht so rasch ermüden. So recht „majen“ können eigentlich nur sie; denn es gehört dazu nicht nur einen Besuch machen, sondern auch noch das, was der Straßburger mit dem Zeitwort „fraubafen“ bezeichnet. In dieser Gemüthlichkeit wird bei jeder festlichen Gelegenheit, bei Tauf- und Hochzeiteffen, besonders aber bei Leichenschmäusen, Unerhörtes geleistet. Diesen letzteren wird in vielen Gegenden noch am meisten Ehre angethan und das Gelage mitunter auf den zweiten Tag ausgedehnt. Es ist das ein Ueberbleibsel der altgermanischen Todtenopfer; denn tiefeingewurzelt ist der Glaube, daß es dem Verstorbenen zu um so größerer Ehre gereicht und seitens der Gäste ein Beweis von Liebe zu demselben ist, wenn tüchtig gezecht und viel Geld ausgegeben wird. Oft sind die Anordnungen für ihr eigenes Leichenessen die letzte Sorge Todtkranter. Ein Neuling aber würde beim Eintritt in diese überfüllten Räume bei dem Gläsergeklirr und Tellergeklapper nicht glauben, daß diese lustige Gesellschaft soeben auf dem Kirchhof in Thränen zerfloßen war und sich die Haare ausraufte.

Bei der Dorfkirchweih „Kirb“ geheißt, hat sich keine besondere alterthümliche Sitte erhalten. Nur wird dieselbe allenthalben mit großer Gewissenhaftigkeit auch von den ältesten Leuten gefeiert und auf vier Tage ausgedehnt. Was dabei an Kuchen vertilgt wird, geht in's Märchenhafte. Ihre Schaar bedeckt am Samstag Abend den Stubenboden von einer oder zwei Kammern. Nein! Mägen von solcher Fassungskraft verathen jedenfalls deutschen Ursprung. Trotzdem wird auf die Bereitung der Speisen durchschnittlich mehr Sorgfalt verwandt als im Elsaß. Zum Kochen geholt zu werden bei festlichen Gelegenheiten, ist der letzte Ruhm, auf den lothringische Großmütter stolz sind.

Mit dem Bisherigen habe ich bereits einige Volksfunden berührt. Wenn jedes Land sein „Lästerle“ hat, so darf auch Lothringen nicht leer ausgehen. Schon das viele Schwätzen hat zur Folge, daß man es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Sagen wir's mit bürren Worten: Es wird hier zu Lande erstaunlich gelogen, besonders an den langen Winterabenden, wenn die Leute Strohühle flechtend oder Socken und Strümpfe strickend zusammensitzen. Im Ausschneiden verdienen die Lothringer gewiß denselben Ruhm wie die Gasconner in Frankreich. Wir können sie aber damit entschuldigen, daß sie gewöhnlich das Geschichtchen selber glauben, wenn sie's zweimal erzählt haben. Weniger zu verzeihen ist es, wenn diese Erfindungsgabe sich bis zum Mangel an Ehrlichkeit und Treue steigert. „In

dem Lande ist doch auf Niemand kein Verlaß!“ hört man anfängliche Elsäffer oft ausrufen. Und in der That, es liegt etwas Begründetes in diesem Vorwurf: Im Verkehr mit vielen Lothringern hat man keinen sicheren Boden unter den Füßen. Es ist so viel Schlaueit vorhanden, ein solcher Vorrath von List, daß man wie im Finstern tappt, glücklich, wenn man schon am Anfang mißtrauisch gewesen ist und nicht erst nach Jahren sich bitter enttäuscht sieht. Oft hört man urtheilen: „Diese Leute vermögen schwerlich, sich in Liebe und Treue ganz zu geben.“ Bei allen Aufwallungen des Gemüths in Freude oder Schmerz bleibt der nüchterne Verstand als kühler Beobachter unten sitzen. Nur zu oft kommt einem das Gemüth des Lothringers wie eine Schublade mit doppeltem Boden vor. Mit Leichtgigkeit weiß er sich äußerlich in die Verhältnisse und Menschen zu schicken, vermeidet in seinem Benehmen Alles, was einen Mißton hervorrufen könnte. Aber den Schlüssel zu seinem Innersten hat nur er und sorgt dafür, daß kein Anderer aufschließe. Während der Elsäffer Bauer wegen seines starrköpfigen Hasses berühmt ist, sieht man Lothringer Bauern, die sich in Prozessen eben den ärgsten Schaden zugefügt haben, schon nach kurzer Zeit freundlich mit einander verkehren. Trauet ihnen nicht! Es geschieht nur aus Berechnung und weil ihr augenblicklicher Vortheil es gebietet. Später wird doch wieder Einer in die Grube des Andern fallen.

Dieser Mangel an Treue führt im Gebiete des Familienlebens Zustände herbei, die ich hier nur andeuten kann. Man hat den Lothringer für besonders unsittlich und sinnlich gehalten. Nun! in dem Punkte bleibt kein Volksstamm dem andern etwas schuldig; da möge Jeder vor seiner eigenen Thür segnen. Schlüpfrige Zweideutigkeiten sind allerwärts vorhanden. Richtig ist nur, daß beim Lothringer auch in der Genußsucht mehr Berechnung und Verfeinerung bemerkbar ist. Ebenso bringt es sein Sinn für äußerlichen Anstand mit sich, daß ihm die Religion und Gottesfurcht eine viel schwächere Schranke bietet als Ordnung und Schicklichkeit. Gerade für die tiefste und edelste Seite des Gemüthslebens, für die wahre Frömmigkeit, ist bei ihm weniger Sinn vorhanden als beim Elsäffer.

Der Verstand ist bei leichter Auffassungskraft ordentlich entwickelt. Leider ist aber in manchen Dörfern durch Geschwisterinderehen und durch immer zunehmenden Branntweingenuß das geistige Leben zu einer Kleinigkeit zusammengeschrumpft. Ein arger Feind der geistigen Begabung ist auch eine gewisse Trägheit, ein Sichgehenlassen, ein unglückseliger Schicksalsglaube.

Hart mag das Urtheil erscheinen und als Richter einen Elsäffer verrathen, der auch dem Elsäffer die Krone reicht. Wer wollte läugnen, daß auch die Völker, gleich einzelnen Menschen, verschiedenartig begabt sind! Während der Eine frohlockend mit fünf Pfunden davongeht, muß der Andere sich mit zweien begnügen. Ist jener lobenswerth? oder liegt auf diesem die Schuld? Keines von beiden. Daß es tief im Innern des menschlichen Gemüths einen Sinn für das Edle, für das Wahre, mit einem Wort für das Göttliche gibt, der bei den Leuten jenseits der Vogesen oft nur schwach entwickelt ist, lassen diese Zeilen wohl durchblicken. Ob aber die Elsäffer mit diesem Pfunde auch pflichtgemäß gewuchert haben, ist eine andere Frage, und daß an den Lothringern im Lauf der Jahrhunderte heillos gesündigt worden ist, habe ich ebenso deutlich gesagt. Endloses Unglück hat sie mit seltener Beharrlichkeit verfolgt. Herrschsucht und Grausamkeit ihrer Obrigkeit hat Mißtrauen und Verstecktheit in ihnen gezeitigt. Die immer von Neuem losbrechenden Kriege haben ihnen allen Glauben an stetige Zustände geraubt und jenes dumpfe Ohnmachtsgefühl, jenes träge Sichgehenlassen hervorgerufen, das ihrer sonstigen Lebendigkeit widerspricht.

Daß es zahlreiche Ausnahmen gibt, an denen diese Narben der Vergangenheit, dieses Erbübel des Volkes nicht mehr sichtbar sind, soll zum Schluß freudig bekannt werden. Von diesen, die sich aufgerafft haben, so wie von regerem Verkehr mit Elsäffern und Altdeutschen muß die Wiebergeburt ausgehen, vorausgesetzt, daß diese Bewegung aufwärts stark genug sein wird, um die Schwerkraft zu überwinden, die in Gestalt von Branntwein und fabrikmäßigem Strohhutflechten manche Dörfer von Jahr zu Jahr tiefer in's Elend hinabzieht.

G.

Eine Reise von Philadelphia nach Antwerpen.¹

(Schluß.)

Nach einer sechstägigen Angstzeit durften wir wieder dankbar aufathmen; denn der Sturm legte sich. Ist wohl im Herzen der Menschen, welche so herrliche Rettung aus der Todesgefahr erfahren durften, der Dank gegen Gott ebenso groß, als zuvor die Angst und der Hilferuf gewesen war?

Wie es sonst im Leben vorkommt, so traf es auch in unserer Sturm- und Angstzeit zu, daß neben dem Erhabenen und Ernstern das Komische sich zeigt: mitten in unsere Bekommenheit herein spielten sich oft plötzlich ängstliche heitere Ausstritte ab. So z. B. stürzte der Untersteward bei einem heftigen Stoß des Schiffes

die ganze Treppe aufrecht herab, von Stufe zu Stufe springend mit beiden Füßen zugleich und kam wohlbehalten unten an; aber während dieser Treppenfahrt flog der Pudding aus der Schüssel, die er fest in den Händen gehalten hatte, auf den Boden sammt der guten Weinbrühe, welche uns hatte laben sollen. Ein ander Mal brachte ein Koch, welcher vorsichtiger sein wollte, den Braten selbst zu Tische; glücklich kam er mit seiner duftenden Last bis vor den Tisch hin; aber paus, da lag er rücklings am Boden! Ein heftiger Stoß hatte ihm diesen Streich gespielt; der Braten selbst flog hoch auf, über die Köpfe der Tischgesell-

¹ Siehe Nr. 22, S. 175.

schaft hin und fand seine Ruhe erst am Boden! Ebenso komisch war es, wenn die Leute bei Tisch saßen und ein neuer Stoß alle Teller, aus denen sie eben die Speise nehmen wollten, klirrend auf die andere Seite des Tisches warf und sie nöthigte, in größter Hast nach den Tellern zu tasten. Nur ein Unfall ereignete sich trotz der vielen Gefahren: ein Matrose stürzte und brach das Bein. Auch nachdem der Sturm schon vorüber war und die Leute zur Erholung wieder auf Deck sich begeben hatten, kam manchmal noch ganz unverhofft eine Sturzwelle daher und näste etliche ganz tüchtig, worüber die Verschonten waidlich lachten.

Von der Sturmzeit an war es sehr kalt geworden, doch endlich kam auch die liebe Sonne wieder, und bald sahen wir zu unbeschreiblicher Freude die Kreideseifen von England. Hier nahm das Meerwasser, welches im eigentlichen Ocean schwarzblau ausgesehen hatte, eine grüne Farbe an; bald kam der ersehnte Lootse in Sicht, bestieg unsern Dampfer und brachte denselben durch den Kanal zwischen England und Frankreich glücklich durch die Nordsee, auf welcher wieder ein anderer Lootse uns bis an die Mündung der Schelde führte. Bei Blesingen, wo wir mit einem rothen bengalischen Feuer begrüßt wurden, warf unser Schiff Nachts 10 Uhr Anker und blieb liegen bis zum andern Morgen (Sonntags), um mit Eintritt der Fluth weiter zu fahren. Nun kam ein dritter Lootse, um die Stromfahrt auf der Schelde bis Antwerpen zu leiten, aber schon Mittags um 1 Uhr lief zu unserm Schrecken das Schiff auf eine Schlammbank auf und saß eine Stunde lang fest. Ein anderer Dampfer kam zu Hilfe, legte sich an die Hinterseite des unsrigen und schob mit aller Dampfkraft vorwärts. Wir wurden wieder frei. Nach etlichen Stunden erkannten wir bei langsamer und vorsichtiger Fahrt die Thürme von Antwerpen, dessen Hafen wir bei einbrechender Nacht zwischen 5 und 6 Uhr endlich glücklich und dankbar erreichten. Die Grenzwächter durchsuchten Koffer und Gepäck; es war finster geworden, und ein Beamter der Dampfschiffgesellschaft erschien mit der Erklärung, daß alle Reisenden wegen der Dunkelheit noch bis zum

andern Morgen im Schiffe zu verbleiben hätten. Der Schreiber dieser Zeilen fand dies zu hart für sich und seine Angehörigen und bat um Erlaubniß, aussteigen zu dürfen. Diese wurde freundlich gewährt, und so betraten wir nach achtzehntägiger schwerer Fahrt überglücklich den festen Boden des heimischen Erdtheils: welche Lust war dies, zumal nach so ergreifenden Erlebnissen!

Wer Lust hat, gleich' interessante Erfahrungen zu machen, der gehe flugs zur See, bestelle sich einen Sturm und sehe! Es kostet etliche 100 Mark, etwas guten Muth und — starken Magen! — t —

Zur Weltlage. Das Befinden des deutschen Kaisers ist ein den Verhältnissen nach sehr gutes; bereits kann derselbe längere Zeit das Bett verlassen. Am 4. Juni richtete Seine Majestät folgenden Erlaß an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm: „Da Ich in Folge Meiner Verwundung zur Vollziehung der nöthigen Unterschriften augenblicklich nicht im Stande bin, Ich auch nach Vorschrift der Aerzte, um die Heilung der Wunden nicht aufzuhalten, Mich aller Geschäfte enthalten soll, so will Ich Eurer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit und Liebden für die Dauer meiner Behinderung Meine Vertretung in der oberen Leitung der Regierungsgeschäfte übertragen. Euerer Kaiserliche und Königliche Hoheit und Liebden ersuche ich hiernach, das Erforderliche zu veranlassen.“

Der Kronprinz übernahm hierauf die Regierungsgeschäfte, wobei er erklärte: „Es ist Mein fester Wille, die Mir von des Kaisers und Königs Majestät übertragene und von Mir übernommene Stellvertretung unter gewissenhafter Beobachtung der Verfassung und der Gehehe nach den Mir bekannten Grundsätzen Sr. Majestät, Meines Kaiserlichen Vaters und Herrn, zu führen.“

Preußen stellte am 6. Juni beim Bundesrath den Antrag, den deutschen Reichstag aufzulösen. Es geschah dies im Hinblick auf den Geleitzwues zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen, welchen der Reichstag mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt hatte. (Siehe Nr. 22, S. 170 f.) Die preussische Regierung war der Meinung, daß eine wiederholte derartige Vorlage keinen besseren Erfolg bei den jetzigen Vertretern des deutschen Volkes erzielen würde und stellte darum jenen Antrag. Die Regierungen stimmten demselben insgesammt bei, so daß nunmehr Neuwahlen bevorstehen.

☛ Vom 1. Juli an kostet das „Volksblatt“, bei der Post abgeholt, vierteljährlich 50 Pfennige. Wer dasselbe während der zwei nächsten Vierteljahre bezieht, erhält einen etwa fünfzig Seiten großen Kalender für 1879 unentgeltlich. Näheres darüber in der nächsten Nummer.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,
Konnesfeldt's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entölttes Cacaopulver,
Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen
 empfiehlt
L. Meyer-Nicolay,
 Straßburg i/G., Brandgasse 6,
 gegenüber der Mairie.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
Camaitte, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.

☛ Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**
 Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.
Neckargemünd. J. F. Menzer.

Bei Carl J. Trübner in Straßburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.

Predigt über 2. Corinther 4, 8
 nach dem zweiten Mordattentat auf Se. Majestät, den Kaiser Wilhelm, vom 2. Juni 1878,
 von Dr. Heinrich Kocholl,
 Königl. Divisionspfarrer der 31. Division, zu Colmar.
 Der etwaige Ertrag ist für Arme bestimmt.
 Preis 20 Pf.

Pastoria.

31 Für das Stiftungshaus gingen in 2031 Gaben 3176 R. ein.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottfinger; Straßburg im Elß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.